

**Zeitschrift:** Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

**Herausgeber:** Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

**Band:** 18 (1910)

**Heft:** 8

**Artikel:** Feuilleton : Erinnerungen an 1871

**Autor:** Dufour, A.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-545476>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Feuilleton.

## Erinnerungen an 1871.

Von Herrn M. Dufour.

(Fortsetzung.)

Welcher Kontrast, dieser echte Schmerz, diese Tränen, die der Himmel kennt, gegenüber der Haltung einiger französischer Damen, die sich geflüchtet hatten und nun ein komfortables Pensionsleben bei Madame C., unserer Freundin, führten. Ruhig zusehend, wie ihre Wirtin fast Unmögliches leistete, um ihrerseits nur einigermaßen beizutragen, das Elend, dem man auf Schritt und Tritt draußen begegnete, zu lindern, riefen sie aus: „Aber warum, Madame, geben Sie sich eine solche Mühe, das ist doch Sache der Verwaltung!“ Ich kann die Sache verbürgen, werde mich aber hüten, einen Kommentar dazu zu machen, obschon dieses Verhalten mir vieles erklärt. Es spricht deutlich genug und jeder wird sich seinen eigenen Vers darauf machen.

Und doch, neben all der herzerreißenden Not fehlten auch nicht, obwohl selten, die heiteren Töne. Im Kasino-Lazarett lagen neben den kranken Franzosen auch einige franke deutsche Soldaten, die als Gefangene auf der Flucht mitgerissen worden waren. Man mußte hören, wie mit echt gallischer Gutmütigkeit dieselben zuweilen von ihren französischen Kameraden gekekelt wurden.

Auf der Straße, kaum etwas gestärkt und erholt durch einen guten warmen Kaffee (höchstes Labfal ihrer Kasse), lächelten die Turkos, ihre weißen Zähne zeigend, den jungen Mädchen zu, welche die braunen Männer mit den blauen Turbanen neugierig und ängstlich betrachteten und riefen mit ächt afrikanischer Galanterie: «Bono, bono, les petites Madames!»

Am Morgen des 3. Februar brach das 60. Linienregiment wieder auf, nach Bayern, seiner zweiten Etappe, zu. Andere Kolonnen folgten nach, so daß am Abend desselben

Tages Yverdon nur noch 4500 Mann beherbergte.

Der 5. Februar aber brachte eine neue Invasion, es waren die Pferde der Artillerie und des Armeetrains, 2000 an der Zahl. Ein schauerlicher Anblick, beinahe noch erschütternder als derjenige, an welchen unsere Augen sich allmählig zu gewöhnen angingen. Diese Tiere, oder vielmehr Schatten, mit den glanzlosen Augen, Gerippe, nur aus Haut und Knochen bestehend, konnten sich kaum auf den Beinen halten. Von wütendem Hunger gefoltert, fraßen sie einander Mähnen und Schweife ab und bei den meisten blieb an letzterer Stelle ein bloßer Stumpf. Die kräftigeren unter ihnen beugten den Kopf zur schneebedeckten Erde, den Schnee gierig verschlingend.

Wo nun Futter hernehmen für diese elenden Kreaturen? Ohnehin war im Jahre 1870 die Heuernte nur spärlich ausgefallen. Man telegraphierte nach allen Richtungen und nach und nach, aber wie langsam, kamen Wagenladungen mit Heu. Eine gewisse Anzahl dieser Pferde — die privilegierten — wurden bei Landleuten in den umliegenden Dörfern untergebracht, wo sie Platz in den Ställen und in der Kaufe einen Bund Heu mit Stroh vermischt fanden, das, kaum in die Nähe ihrer gelb gewordenen Zähne gelangt, selbstverständlich sofort gierig verschlungen wurde. Für einige wenige gelang es auch, ein schützendes Obdach zu finden, doch überall fehlte der Raum und die weitaus größte Zahl mußte unter den großen Kastanienbäumen der «Promenade derrière le Lac» angefettet werden. Diejenigen Tiere, welche sich in der Nähe dieser prachtvollen Bäume befanden, zernagten deren Rinde bis aufs Mark, infolgedessen

diese Bäume massenhaft abstanden. Wie viele aber dieser bellagenswerten Geschöpfe sanken dort zu Boden, um nicht wieder aufzustehen.

Nach einem oder zwei Tagen erschien eine gemischte Kommission, aus schweizerischen und französischen Offizieren gebildet, und begleitet von einem mit Patronen wohlversehene Trupp Soldaten, um eine letzte Auswahl zu treffen. Jedes einzelne Pferd wurde genau untersucht und wenn eines als total verloren angesehen wurde, legte, auf ein Zeichen des Kommandanten, der dafür bezeichnete Soldat die Mündung seines Gewehrlaufes an die Stirne des armen Tieres, um ihm den Gnadenschuß zu geben. Während eines ganzen langen Tages hörte ich in meiner Nähe diese schauerlichen Schüsse widerhallen. Ein Zug Arbeiter folgte der Untersuchungskommission, um nach und nach die Leichen dieser unschuldigen Opfer des Krieges und stummen Zeugen der Niederlage wegzuschaffen.

Als Erinnerung nur will ich noch des Artillerieparkes erwähnen, den man später in der Nähe der Ziegelei an der Straße nach Glendy errichtete. Lange blieb er dort, behütet von unsern Schildwachen. Die Betrachtung dieser nicht mehr ordnungsmäßigen Kriegsfuhrwerke, Auschußware aus den Zeughäusern, alle mit Vorderladersystem, genügte wohl, um den enormen Nachteil zu konstatieren, in dem sich die Ostarmee befand gegenüber der modernen und so sehr vervollkommneten Artillerie des Generals von Werder. Ihr armen alten Kriegswerkzeuge, wenn ihr auch aus Patriotismus das Aeußerste zu leisten suchtet, um damit die Niederlage zu verzögern, so war dieselbe doch von Anfang an verhängnisvoll und unvermeidlich; eure Verwendung konnte allein gerechtfertigt werden durch ein letztes Zusammenraffen aller Kräfte der unterliegenden Nation.

Noch erübrigt mir ein peinliches Thema zu berühren, es betrifft dies das Benehmen der französischen Offiziere. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß die-

selben im allgemeinen keinen günstigen Eindruck gemacht haben.

In der Tat ließen die meisten ihre Mannschaft sich behelfen so gut sie es konnte, im Vertrauen auf die Leitung des schweizerischen Generalstabes und die Sympathie des gesamten Schweizervolkes. Viele dieser Herren dachten nur an ihre eigene Bequemlichkeit und kümmerten sich keineswegs um diejenigen, welche, obgleich nicht mehr unter ihrem unmittelbaren Kommando stehend, dennoch, nach meiner Meinung, ein Unrecht auf ihre Sorgfalt hatten. Gestatten Sie mir, dieses durch zwei Beispiele zu erhärten.

Am 2. Februar, als auf der Straße nach Grandson unaufhaltsam der Strom der Flüchtenden vorüberzog, hieß Herr von Gunten, Besitzer des Gasthofes «du Port» (da wo der Weg in die Vorstadt von Gleyre einmündet) einige der durchwandernden Unglücklichen in sein Haus eintreten, wo er sie aufs beste mit Speis und Trank erquidete. Plötzlich erschienen zwei Offiziere, die in arroganten Worten die Soldaten aufforderten, den Speisesaal zu verlassen. „Bitte“, jagte Herr von Gunten, „ich bin Herr in diesem Hause, wen ich will, behalte ich und da Ihnen die Gesellschaft dieser armen Leute nicht zu passen scheint, so werden Sie, meine Herren, das Lokal verlassen und nicht die armen Soldaten! Bitte!“ Wütend zogen sich die Offiziere zurück. Das Einzige also, was bei diesen Herren (mit Ausnahmen natürlich) inmitten dieser schrecklichen Katastrophe von militärischem Geiste verblieb, war der unselige Kasinengeist.

Einen neuen und noch deutlicheren Beweis liefert uns das zweite Vorkommnis. Nichts war während diesen traurigen Tagen schwerer erhältlich als Zimmer und Betten für Offiziere. Gasthöfe und Wirtshäuser waren von ihnen überfüllt und die meisten, darunter sogar Generale, waren genötigt, sich mit einem Strohlager in den Sälen des Schlosses zu begnügen. Verschiedene irrten in den Straßen

umher und erkundigten sich vergeblich bei den Vorübergehenden nach einem passenden Obdach.

So nahm sich Herr Kreispostdirektor K. zweier Offiziere an, ihnen freundlich Unterkunft anbietend. In seinem Hause angekommen, führte er sie in ein schönes großes Zimmer, in welchem sich drei Betten befanden. Eines derselben war allerdings schon von einem Dragonerunteroffizier besetzt, einem jungen Mann aus sehr guter, mit Herrn K. befreundeter Familie aus der deutschen Schweiz.

Der Wirt stellte ihn seinen neuen Gästen vor; aber wie groß war seine Enttäuschung, als diese, den Schweizer Soldaten geringschätzig betrachtend, sofort erklärten, ihre Offizierschreie erlaube es nicht, dasselbe Zimmer mit einem Unteroffizier zu teilen.

Wer den rasch erregbaren Charakter und das etwas barsche Wesen von Herrn K. kannte, wird sich wohl vorstellen können, daß die betreffenden Herren weniger Zeit brauchten, um die Treppen des Hauses niederzusteigen, als hinauf. (Fortsetzung folgt.)

## Vermischtes.

**Ueber die Verwendung von Nährpräparaten bei Schulkindern.** Ein Arzt schreibt folgendes: Wie manche besorgte Mutter hat schon mit bekümmertem Auge bemerkt, wie ihr früher so rotbackiger Liebling in der Schule seine frische Farbe völlig verlor, bleich und mager wurde und schließlich allen Appetit einbüßte. Was machen? Das richtigste wäre zweifellos, das Kind sofort aus der Schule herauszunehmen; doch nicht immer ist dies möglich. Da, wenn das Uebel schon vorhanden ist, der geschwächte Körper meist viel zu schwach geworden ist, um die gewöhnliche Nahrung genügend verarbeiten zu können, liegt der Gedanke nahe, zu künstlichen Nährmitteln seine Zuflucht zu nehmen.

Bei Versuchen dieser Art wird man die Beobachtung machen, daß manche der bei Erwachsenen mit Erfolg verwendeten Mittel bei Kindern völlig verjagen. Der Grund liegt offenbar nicht in der Untauglichkeit der Präparate, sondern lediglich darin, daß die Kinder die betreffenden Mittel nur sehr ungerne nehmen. Es ist eine bekannte, leider oft verkannte und mißachtete Tatsache, daß nur solche Nahrung „anschlägt“, die der Organismus des betreffenden Individuums verlangt und deshalb auch als wohlschmeckend empfindet.

Bei meinen Versuchen mit Schulkindern bot sich mir in Dr. Wanders „Dvomaltine“ ein geradezu ideales Nährpräparat dar, das

mit Milch einfach zubereitet, ein dem Kakao in Geschmack und Farbe überaus ähnliches Getränk gibt. Mit wieviel mehr Lust nimmt doch ein Kind diese wohlschmeckende „Schokolade“ an Stelle des bisherigen Frühstückes ein als irgendeine der besten „Medizinen“, vor denen es einen wahren Schrecken hat. In der Tat erzielte ich bei Kindern noch mit keinem Präparat so erfreuliche Ergebnisse als mit Dr. Wanders „Dvomaltine“, die ich deshalb allen Müttern empfehlen kann, wenn es gilt, ihren geschwächten Söhnen und Töchtern wieder zu Kräften zu verhelfen.

**Sitterviadukt der Bodensee-Toggenburg-Bahn Bruggen bei St. Gallen.** Als hochinteressante Sehenswürdigkeit darf das bald der Vollendung entgegengehende Sitterviadukt bezeichnet werden. Die Brücke, die eine Länge von 380 m hat, führt die Bahn 98 m hoch über dem Wasserspiegel von einem Talestrande zum andern. Auf einem 100 m hohen Holzgerüste wurde mit der Konstruktion der eisernen Brücke begonnen, die zwei 120 m weit von einander stehende Steinpfeiler zu verbinden hat. Es ist dies eine der höchsten Eisenbahnbrücken in Europa und ist deshalb als Sehenswürdigkeit ersten Ranges den tit. Vereinen, Schulen und weiteren Interessenten ein lohnendes Ausflugsziel.